

# Hundemetaphern und posthumanistische Subjekte in Marion Poschmanns *Hundenovelle* und Patrice Nganangs *Hundezeiten*

KLAUS TEZOKENG / BURRHUS NJANJO

University of Pretoria / Universität zu Köln

## Abstract

Dogs and animals at large have always triggered scientific debates, especially regarding their capabilities and how they frame humans' self-perception and cultural representations. These nonhuman others also play a significant role in literary imagination, as fictions such as *Herr und Hund* by Thomas Mann, *Mboudjak. Les aventures du chien philosophe* by Patrice Nganang, *Jock of the Bushveld* by Sir James Percy Fitzpatrick, *Disgrace* by John Maxwell Coetzee, *Triomf* by Marlene van Niekerk demonstrate, to mention but a few. This article is aimed at scrutinizing human-animal interactions in *Hundenovelle* by Marion Poschmann and *Hundezeiten* (French original: *Temps de Chien*) by Patrice Nganang. The paper explores the aesthetic reconfiguration of dichotomous power dynamics as addressed in the selected fictions. It brings in a gender perspective and further extends a reflection previously started by Alexandra Böhm (2020) to Nganang's *Hundezeiten* and investigates both texts from a comparative vantage point. Furthermore, the study suggests an alternative conception of subjectivity which goes far beyond the human and encompasses the nonhuman as propounded by Rosi Braidotti. (2013:2)

**Title:** Dog metaphors and posthuman subjects in *Hundenovelle* by Marion Poschmann and *Hundezeiten* by Patrice Nganang.

**Keywords:** animal turn, cultural animal studies, canine fiction, posthumanism, post anthropocentrism.

## Einleitendes

In deren jährlichen Bericht erkundigten Wissenschaftler\*innen der NGO ‚Bulletin of the Atomic Scientists‘ im Januar 2023, dass die Weltuntergangsuhr so nahe an Mitternacht wie nie zuvor stünde. Die symbolische ‚Doomsday clock‘ zeigt einen Vorschub auf 90 Sekunden. (Eichhorn 2023) Einerseits könnte der Konflikt in der Ukraine zu einer Eskalation des drohenden Einsatzes der Atombombe im Krieg durch Russland führen. Andererseits wäre die daraus resultierende Abnahme des weltweiten Bewusstseins für den Klimawandel ein entscheidender Faktor, der die Welt der Apokalypse näherbringen würde. (ebd.) Somit deckt der vorliegende Beitrag die menschliche ‚Agency‘ und ihre Bedrohung durch einen irreversiblen Einfluss auf die Welt und verschiedenste Lebensformen auf. Damit ließe sich also die beobachtbare hierarchische Beziehung zwischen dem Menschen und anderen Lebensformen unter anderen Tieren bestätigen sowie neu problematisieren.

Tiere erfreuen sich seit langem besonderer Beachtung. Sie sind nicht nur Gegenstand naturwissenschaftlicher Erkundungsprojekte, sondern avancieren auch zu determinierenden Analysekatoren in den Sozial- und Kulturwissenschaften. Mit dem ‚animal turn‘ (Ritvo

2007) hat sich eine Perspektivenverschiebung vollzogen, welche u.a. zur Folge hat, dass zoologische Disziplinen keine Alleinvertretung mehr für Tierforschung beanspruchen, und dass Tiere etwa auch ins Blickfeld der ‚Humanities‘ miteinbezogen werden. Dabei stehen insbesondere ihre mannigfaltigen Beziehungen zu Menschen im Vordergrund, genauso wie die Frage danach, wie sie kulturelle Selbst- und Fremdwahrnehmungen mitbestimmen und Aushandlungsprozesse auslösen. Dennoch wird der Verzahnung von Spezies und Gender in Literatur noch nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt, erst recht nicht in vergleichender Sicht.

### **Mensch-Tier-Dualismus und das Posthumane: Vorbemerkungen**

Deleuze und Guattari unterscheiden zwischen Immanenz und Transzendenz (1975). Der letztgenannte philosophische Begriff ist von der Theologie abgeleitet und umfasst auch die Metaphysik. (vgl. Young 2013:162) Diese postuliert die Idee eines Transzendenten, eines hierarchisierenden, teilenden, unterscheidenden und damit diskriminierenden Höheren. Die Transzendenz setzt somit etablierte Positionen voraus, schafft Stellungen und weist ihnen bestimmte, manchmal verabsolutierte Bedeutungen und Wahrnehmungen zu. Immanenz hingegen entspringt einem interdependenten Verständnis von Konzepten und erfassten Momenten. Dieses betrachtet das poststrukturalistische Begehren nicht als extrinsische Realität, sondern als konstitutives Element der sozialen Welt. Auf dieser Ebene der Immanenz besteht also eine Interdependenz zwischen diesem Begehren und der sozialen Welt. In Anlehnung an Spinoza definiert Deleuze und später mit Guattari die Immanenz als die Idee des Unendlichen, Virtuellen und Vielfältigen. Der Immanenzmodus distanziert sich also von jeder Form der Hierarchisierung, die aus dieser Perspektive versucht, das Begehren in bestimmten, abstrakten Formen oder Zuschreibungen zu halten und es auf im Voraus gedachte Bahnen zu beschränken. Die Immanenz ist somit die Grundlage einer „plane of consistency.“ (Young 2013:162) die sich aus unendlichen Intensitäten und kollektiven Äußerungsgefügen speist. In dieser Hinsicht würden sich Deleuze und Guattari dem philosophischen Konzept der Differenz von Derrida annähern. (Young 2013:2ff.) Denn ebenso wie Derrida schreiben auch Deleuze und Guattari der Differenz ein kritisches Potenzial zu, das statische Formen des Denkens am Beispiel des Dualismus ablehnt und aus anti-dialektischen Perspektiven prozessuale Denkweisen bevorzugt.

Der europäischen Moderne liegt unter anderem die Konstruktion eines ontologischen Primitiven zugrunde, aus der sich eine Art Mythologisierung des europäischen Individuums ableitet. So wird der europäische Mensch im engeren Sinne des Wortes als einziges Lebewesen konstruiert und wahrgenommen, das über Sprache, die Fähigkeit zur Argumentation, die Fähigkeit zur Logik und damit über eine gewisse Subjektivität verfügt. (Yehuda 2022:122) Eine solche Argumentation hebt nicht nur das Nebeneinander verschiedener Lebewesen auf, sondern schafft vielmehr, wie de Sousa Santos es hier nennen würde, „abyssal line[s]“ (2014:120) zwischen ihnen, die ihrerseits eine Art Ethos der Polarität festlegen. Zu diesem Zweck sei an dieser Stelle mit Nachdruck erwähnt, dass es hier vor allem um den weißen europäischen Mann, die ‚whiteness‘ in der männlichen Form geht. Die Unterschiede zwischen diesem und anderen Geschlechtern werden von den ‚Gender and Queer Studies‘ (vgl. Haraway 1997; MacCormack 2012; Braidotti 2002) analysiert, zwischen diesem und den Tieren von den ‚Animal Studies,‘ (vgl. Iovino /

Oppermann 2012) und zwischen Menschen und Natur von den ‚Environmental Studies.‘ (vgl. Van Dooren 2014; Lovelock 2009; Clark 2019) Die ‚Critical Race Studies‘ (vgl. Gilroy 2000) werden sich unter anderem damit beschäftigen, das Paradigma der Unterschiede zwischen den ‚races‘ kritisch zu analysieren und das, was Mbembe als „impensé de la race“ bezeichnet (2005:139), aufzudecken bzw. zu überwinden. Said erforscht etwa die Zusammenhänge zwischen rassistischem Wissen und Sprache. (1979:44) Diese verschiedenen Denkweisen, welche die Neodeleuzianerin Braidotti als Umsetzungen einer „nomadic entity“ analysiert, (2013:4) beschwören in der Tat innovative Methoden herauf, nehmen den qualitativen Sprung in der Artikulierung von Machtverhältnissen an und suchen nach Möglichkeiten zur Bildung neuer Formen von Subjektivität, die nun nicht mehr nur auf den weißen Mann ausgerichtet ist. Diese neuen Modi, die vom posthumanistischen Paradigma vorgeschlagen werden, betrachten den Menschen als vielschichtig, der in seiner konstruierbaren Dimension auf nicht-menschliche Akteure ausgeweitet wird, wobei dieser Prozess manchmal durch technologische Agency (vgl. 2013:4) gefördert wird.

Ein besonderer Blick auf die Wissenschaft im Allgemeinen und die Literatur insbesondere zeigt, dass es eine Vielzahl von Tierfigurationen gibt, die über ein harmloses Motiv hinausgehen. Die Bestialisierung des Menschen in der jüdischen Literatur – ‚Jew Animal‘ oder ‚Jew as Animal‘ – (vgl. Geller 2018:76) oder die Entwildung der Figur des Anderen in der sogenannten Kolonialliteratur verdeutlicht eine gewisse Kontinuität zwischen dem Menschlichen und dem Tierischen. Letzteres wird zum Referenzbild für einen Prozess der Zoologisierung bestimmter Menschen, die dann von rassistischen, extremistischen oder auch antisemitischen Absichten gefangen gehalten werden. So werden sie auf den einfachsten Ausdruck ihrer Körperlichkeit bzw. die eines Tieres reduziert und zu nicht mehr als dem, was Agamben als „bare life“ (2000:104) bezeichnet oder was Pines unter dem Begriff „infrahuman,“ (2018) d.h. subhuman oder unterhuman zusammenfasst. Im Gegensatz dazu scheinen Motive des Totemismus oder Fetischismus in der Literatur und in anderen Künsten wie dem Film (vgl. das Kino von Djibril Diop Mambéty, z.B. *Touki Bouki* 1973 oder *Hyènes* 1992, oder afrofuturistische Filme am Beispiel von *Neptune Frost* 2021) auf vielversprechendere und nicht weniger kritische Weise – wie in den ‚Material Culture Studies‘ (vgl. Appadurai 1986; Hoskins 1998) – die Kontaktzonen und die dadurch imaginierbar gesetzten Möglichkeiten zwischen Kulturen, Menschen und Nicht-Menschen zu erforschen. Die Grenzen zwischen diesen drei Entitäten werden dadurch auffällig durchlässiger, wenn nicht sogar fast inexistent. Wenn die verschiedensten Verweise von Nyamnjoh auf Pflanzenfiguren (2012a) oder auch Tieranekdoten zu einer epistemologischen (2012b) und bewussten Positionierung des Anthropologen in seinem Forschungsfeld (insbesondere in Bezug auf die Frage der Theorien aus dem ‚Global South‘) und weiter zu einer Neudefinition des Menschen als Gegenstand der ‚Cultural Anthropology‘ beitragen, so scheint Haraways Beziehung zu ihrem Hund Cayenne (2008:215) quasi eine politische Intervention bezüglich Mensch-Tier-Interaktion in Zeit, Raum sowie in die Wissenschaftspraxis neu zu verorten. Somit wäre das zu verhandeln, was Despret als „anthropo-zoo-genetic practice“ (2004:112) bezeichnen würde.

Anliegen des vorliegenden Beitrags ist ein dreifaches. Erstens wird der Aufhebung der anthropologischen Differenz in *Hundenovelle* und *Hundezeiten* Aufmerksamkeit geschenkt. Zweitens wird unter Bezugnahme auf Borgards’ Kategorie der ‚semiotische[n]

Tiere‘ (2012:89) versucht, Hunde als Zeichen zu betrachten und ihre jeweilige kulturelle Bedeutung zu entziffern. So ließe sich drittens das narrative Potenzial der Literatur über die Verflechtungen zwischen Menschen und anderen Lebenswesen, in diesem Fall Tieren, im neokolonialen Kontext Afrikas untersuchen und damit auch die diskursive Tragweite einer posthumanistischen Herangehensweise an diese Verflechtungen erforschen, die der prozesshaften Nationenbildung im Kontext einer postkolonialen Renaissance zusammenhängt.

### **Zu Marion Poschmanns *Hundenovelle***

Im Mittelpunkt von *Hundenovelle* (HN) stehen die unerwartete Begegnung einer anonymen und arbeitslosen Frau mit einem unbekanntem Hund und das daraus entstandene zwangsläufige Zusammenleben. Das erste Kapitel schildert die Begegnung mit dem schwarzen Hund, der sich an die homodiegetische Erzählerin bindet und ihr nach Hause folgt. Die nachfolgenden Kapitel fokussieren Interaktionen zwischen beiden Wesen und loten dabei ambivalente Subjekt-Objekt-Verhältnisse aus. Die Frau versucht, den Hund loszuwerden, dieser kehrt aber sehr mager und schwach heim und stirbt an der Schwelle des Hauses.

Die Kapitelüberschriften (*Brachland, Leeres Funkeln, Tröstungen* und *Heimweh*) suggerieren, dass emotionale Ebenen und die allgemeine Stimmung einen wichtigen Platz einnehmen, denn das erste Treffen zwischen Mensch und Tier findet in einer sehr arm gewordenen Stadt statt. Die Hauptfigur der Novelle, die mit ihren langsamen Bewegungen quasi den Flaneur symbolisiert, hat nicht nur ihren Job, sondern auch viele Bekannte verloren und wird daher als besonders einsam inszeniert. (HN:26ff., 44) Ganz zu Beginn ist festzustellen, dass es um eine zufällige Begegnung zwischen zwei melancholischen Wesen geht, die Böhm als ‚prekäre Subjekte‘ bezeichnet, (2020:50) wobei der Hund quasi als ‚homeless dog‘ im Sinne von Brown auftaucht. (2010) Dementsprechend entwickelt sich schnell eine emotionale Bindung, obschon die Frau den Blick des Hundes zunächst nicht erkennt. Dies – gepaart mit einer durchaus ausgeprägten Ich-Erzählung – schafft eine sehr große Distanz zum Hund: „Ein schwarzes Tier strich sich aus dem Gebüsch und rollte sich zu meinen Füßen ein. Ich achtete nicht darauf.“ (HN:6) Dieser Passage kann man entnehmen, dass der Frau eine responsive Haltung im Sinne von Haraway fehlt, (2015:301) weil sie dem Hund zunächst keine Aufmerksamkeit schenkt. Im Nachhinein deckt dieses Verhältnis eine scharfe Unterscheidung zwischen Eigenem und Anderem auf, wobei der Hund mehrfach als das kategorial Unbekannte angeordnet wird. Der Frau ist nämlich unklar, zu welcher Rasse der Hund gehört und auch, ob er ein Parallel- oder Komplementärhund ist: „Es war ein Hund unbestimmter Rasse.“ (HN:7) Somit wird ganz zu Beginn des Textes ein Aspekt angesprochen, der aus Perspektive der Fremdheits- und Alteritätsforschung von zentraler Bedeutung ist, denn der Hund rückt schlechthin in den Horizont des Fremden, Geheimvollen und Ungewissen und wird in Abgrenzung zum

Eigenen dargestellt.<sup>1</sup> Allerdings bereichert diese Ungewissheit die narrative Gestaltung von *Hundenovelle*, weil die Frau später Einblicke in Dispositionen eines Hundes bekommt und das gewonnene Wissen im Modus einer Wissensvermittlung für den Verständnishorizont der Leser\*innen adaptiert. Dabei gilt, dass ein Parallelhund charakterlich seiner Herrin bzw. seinem Herrn gleicht und auf jede Lebenslage ähnlich reagiert, während ein Komplementärhund ein gegenteiliges Temperament besitzt und Eigenschaften der Herrin bzw. des Herrn ergänzt. (HN:24) Es sei in zoologischer Sicht besonders wichtig, diese Anordnung zu analysieren und klarzumachen, „um seinen Hund und sich selbst besser zu verstehen, um das Zusammenleben so harmonisch wie möglich zu gestalten.“ (HN:24) Erst nach diesem Erkenntnisgewinn ist die Frau viel aufmerksamer, was das Verhalten des Hundes anbelangt.

Demgemäß achtet sie auf Leistungen des Hundes, der im Nachhinein nicht intuitiv oder instinktiv zu handeln scheint, sondern kognitive Befähigung nachzuweisen vermag. Erst diese wirkmächtige Achtung ermöglicht eine responsive Haltung und eine gegenseitige Verständigung zwischen der Frau und dem Hund, wofür Gestik und Telepathie unentbehrlich sind. Die visuelle Dimension des Respondierens revidiert die passive Haltung der Frau beim ersten Treffen mit dem Hund, sodass eher eine bessere und harmonische Beziehung zwischen diesen ‚companion species‘ entsteht, obwohl erstere ständig auf den Prüfstand gestellt wird:

Der Hund überquerte die Straße und trottete schwanzwedelnd auf mich zu. Er bewegte sich gemessen und anmutig, er wedelte und gab mir zu verstehen, dass er mich wiedererkannte. [...] Ich warf ihm ein heißes Kartoffelstäbchen hin. Er senkte würdevoll den Kopf und leckte es vom Bürgersteig. [...] „Fort jetzt,“ sagte ich und unterstrich meine Äußerung mit einer flatternden Handbewegung. Ich ging nach Hause, an meinen persönlichen Busch- und Baumformen vorbei. Der Hund hielt einen respektvollen Abstand ein [...]. (HN:10ff.)

Dieses Beispiel zeigt, dass der Hund große Achtung vor der Frau hat und suggeriert zugleich das Aufeinandertreffen dreier Kommunikationsformen, die wiederum davon zeugen, dass Sprach- und Kommunikationsfähigkeit keine exklusiv menschliche Gabe darstellt. Ferner verdichtet sich in dieser facettenreichen Kommunikation eine Art Bewertung der Frau: „[...] Aber ihm gefiel nicht, dass ich langsamer war als er, daß ich nicht mit ihm rannte und ihm kleine anspruchsvollen Aufgaben stellte. Er duldete das, er nahm mich in Kauf, aber er fand mich verbesserungsfähig.“ (HN:53ff.) Wie der Auszug darstellt, gilt der responsive Blick als Grundlage für das Begreifen von Gedanken, die der Hund auch nicht durch Sprache oder Gestik formuliert. Dass er auch zur Infragestellung der Frau fähig ist und damit auch Denkanstöße geben kann, beweist, dass die responsive Haltung nicht einseitig ist, sondern in ein Wechselverhältnis hinausläuft. Dabei achten beide Figuren auf das jeweils Andere, nicht ohne die jeweiligen Stärken und Schwächen zu erfassen. Darüber hinaus deckt dieses Wechselverhältnis eine Auflösung der

<sup>1</sup> Erwähnenswert seien z.B. Andrea Leskovecs Definitionen von Fremdheit. Ihr zufolge bezieht sich ‚der Fremde‘ auf eine Person, genauer eine/n Ausländer/in. Daneben verweist ‚die Fremde‘ auf eine geographische Dimension und meint ein unbekanntes und fernes Land bzw. das Ausland, während ‚das Fremde‘ etwas Objekthaftes und Unbestimmtes bezeichnet. (Leskovec 2011:46ff.) In der zitierten Passage aus *Hundenovelle* repräsentiert der Hund das Fremde, d.h. das, was außerhalb des Eigenen liegt und als nichtzugehörig empfunden wird. Aus dieser ersten Begegnung kann also eine Form von Alterität herausgelesen werden.

‚anthropologischen Differenz‘ auf, weil der Hund offenbar auch sprachlich unrealisierte Denkprozesse erfassen kann:

[...] Ich rief ihn nicht, ich stand einfach auf, und er kam sofort. Er wußte, daß ich nach Hause gehen wollte, er wußte, was ich beabsichtigte, bevor es mir selbst klar war. [...] Ich glaubte, daß er meine Gedanken las, denn er rannte aus einer Entfernung herbei, aus der er meine Bewegungen nicht hatte verfolgen können [...]. (HN:79)

Mit dieser Fähigkeit, noch unklare Gedanken genau auszulegen, stellt sich der Hund als mehr als passives und nur aus Instinkt handelndes Wesen heraus. Dieses Verhältnis wird noch deutlicher, wenn die Frau den Hund füttert und dabei je nach Vorgehensweise Widerstand erfährt:

Im Kühlschrank fand ich eine Minisalami. Ich schälte sie aus ihren Plastikhüllen, öffnete die Wohnungstür und warf die Salami ins dunkle Treppenhaus. Sie landete mit einem dumpfen Hall irgendwo unten. Ich versuchte, den Hund auf die Salami zu hetzen. Ich drängte zur Wohnungstür und sagte: „Such!“ Der Hund leistete Widerstand. (HN:15ff.)

Der Hund erkennt eine abwertende Herangehensweise und leistet gleich Widerstand. Er nimmt aber auch einen respektvolleren Vorgang in Kauf und agiert auch dementsprechend: „Ich öffnete die zweite Futterdose und servierte den Inhalt auf einem alten Porzellanteller. Der Hund akzeptierte das.“ (HN:17) Das heißt, das Tier merkt sich Unterschiede an und passt sein Verhalten konsequent an.

Mit der Widerstandsfähigkeit des Hundes geht auch eine Umstellung des Machtverhältnisses einher, wobei der Hund auch quasi einen Subjekt-Status erlangt. Zum einen dynamisiert er das Machtdispositiv, indem er die Frau zu domestizieren versucht. Er fordert Grenzen der dichotomen Subjekt-Objekt-Klassifikation heraus und stellt sich weder als Parallel- noch als Komplementärhund heraus, sondern taucht in einer Herrscher-Rolle auf: „Ich fühlte mich auch bei genauer Prüfung durch den Hund nicht bestätigt. Ich fühlte mich allerdings auch nicht ergänzt. Ich fühlte mich im Grunde genommen belästigt. Deutlicher gesagt: Verfolgt.“ (HN:24) Diese Aussage ist insofern relevant, als sie eine Neuperspektivierung der kulturell bedingten Wahrnehmung von Hunden bloßlegt. Die Forschungsliteratur beweist, dass sie Treue, Sicherheit und Loyalität symbolisieren. (Taaljaard-Gilson 2018:61; Böhm 2020:47) Nichtsdestoweniger zeigt das Beispiel, dass der Hund eher beunruhigend wirkt, wie die Frau weiter erzählt:

Der Hund kontrollierte mich. Er folgte mir aufdringlich mit dem Blick und betrachtete mich ganz offensichtlich als sein Eigentum. Er gab mir zu verstehen, wann er gestreichelt werden wollte, wann Futter angebracht war, wann ein Spaziergang anstand. Ich gehorchte. [...] Er schränkte meine Bewegungsfreiheit ein. Er trieb mich wie ein unausgelasteter Hütehund in eine Zimmerecke. Er umkreiste mich, wenn wir auf freiem Feld waren. Er stellte sich gelegentlich quer vor mich hin und verwehrte mir weiterzugehen. Er versuchte, mich zu domestizieren. (HN:37)

Mit diesen Worten indiziert die Frau eine Angleichung und Verkehrung des hierarchischen Verhältnisses, zumal sie in die Rolle eines kontrollierbaren und gehorsamen Hütehundes versetzt wird, während der Hund transient Kontrolle übernimmt. Damit wird das semiotische Tier (Borgards 2012:89) nicht mehr als Träger von Sicherheit dargestellt, sondern wird zum Sinnbild der Verfremdung und Verunsicherung des Eigenen: „Seit Ankunft des Hundes war mir meine Wohnung entfremdet.“ (HN:88ff.) Der Hund hat damit einen Gegeneffekt und erschüttert eher die Einheit des menschlichen Subjekts, um mit Böhm zu sprechen. (2020:46ff.) Zugleich ist daran eine Überwindung des Mensch-Tier-

Dualismus abzulesen, denn der Hund handelt nicht passiv, sondern bestimmt seine Beziehung zur Erzählerin aktiv mit. (2020:47) Vor diesem Hintergrund kann er als Aktant und Akteur im Sinne von Bruno Latour angesehen werden, d.h. als „a source of action that can either be human or nonhuman; it is that which has efficacy, can do things, has sufficient coherence to make a difference, produce effects, alter the course of events.“ (Bennett 2010:viii) Dieser Akteur, der ‚Mitsprachrecht‘ in Bezug auf Raumgestaltung im Haus, Futter und Tagesablauf hat, stellt den humanistischen Menschen mit seiner Handlungsmacht und Autonomie in Frage. (vgl. Böhm 2020:47)

Zum anderen entfacht der Hund eine Reflexion über den Status des Anthropos. In Poschmanns Novelle liegt die Pointe der ‚Begegnung der Arten‘ in einer Handlungssequenz, in der die Frau im Badezimmer ist, nackt vor einem Spiegel steht, in dem sie nicht ihr eigenes Bild, sondern das des Hundes sieht:

Ich kniete mich vor die Badewanne und ließ kaltes Wasser über meinen Nacken laufen. Der Hund beobachtete mich. Es war mir unangenehm. Die Positur, der unter dem Brausestrahl gebeugte Kopf, das nasse Haar schienen mir problematischer als Nacktheit, als alle anderen leicht beschämenden Verrichtungen, die man im Bad hinter sich zu bringen pflegt und für die der Hund sich in besonderer Weise interessierte. (HN:89).

Das Nacktsein vor dem Anderen des Menschen und der Akt des damit einhergehenden Beobachtens durch das Tier lassen eine Erweiterung des Voyeurismus um das Tier als denkbar erscheinen. Angespielt wird damit auf Derridas Überlegungen zu dem Blicken des nackten Menschen durch das Tier. (2015) Während bei ihm eine nackte männliche Instanz vor einer Katze steht, wird in *Hundenovelle* eher eine weibliche Figur aktiv von einem Rüden, also einem männlichen Wesen, beobachtet. Sowohl bei Derrida als auch bei Poschmann entsteht ein Schamgefühl beim Menschen, sodass das Tier in eine dominante Subjektkontrolle versetzt wird. Diese Umstellung kann auch als Umstellung des Subjekt-Objekt-Verhältnisses begriffen werden, wobei der Mensch jetzt als Objekt der Beobachtung auftaucht und in eine unangenehme und passive Position verschoben wird. Es sei in diesem Zusammenhang noch präzisiert, dass Derrida Nacktheit mit Passivität assoziiert: „Nudity is nothing other than that passivity, the involuntary exhibition of the self. [...] I have just attributed passivity to nudity.“ (Derrida 2008:11) Damit steht die Frau – genauso wie im Fall von Derrida – nicht nur vor dem Anderen des Menschen, also dem „absolute other.“ (ebd.) sondern gerade auch vor einem anderen Geschlecht. Dennoch kann hervorgehoben werden, dass diese „frontale Exponiertheit von Angesicht zu Angesicht“ (2015:263) auch die Autonomie des menschlichen Subjekts relativiert.

Die hierarchische Anordnung des Mensch-Tier-Verhältnisses deutet auch auf eine Gender-Asymmetrie hin, die gerade am Anfang der Erzählung festgestellt werden kann. Verwiesen sei hier auf die Eruierung von Böhm, dass bestimmte, im Text erwähnte Werkzeuge wie Nägel, Säge, Hammer und Hobel an die moderne Industriekultur erinnern, die schlechthin vom sog. „productionism“ und „phallogocentrism“ geprägt ist. (2020:41ff.) Mit diesen Konzepten, mit denen sich Kenneth Oakley auch schon 1961 befasst hat, ist gemeint, dass „man makes everything, including himself, out of the world that can only be resource and potency to his project and active agency,“ wie Haraway in ihrem Essay *The Promises of Monsters* formuliert. (2004:67) Damit verbunden ist aber auch die Ansicht, dass der Mensch – in erster Linie der Mann – das einzige Wesen sei, das Werkzeuge

herstelle.<sup>2</sup> (vgl. Böhm 2020:42) Dennoch symbolisiert die Melancholie und ihre Verbindung zum prekären Subjekt in *Hundenovelle* eine Infragestellung des Anthropozentrismus, weil das Subjekt, mit Böhm gesprochen, „alle stabilisierenden Gewissheiten verloren hat.“ Demzufolge sei die Melancholie als „Gegendiskurs zur Produktivität des anthropozentrischen Subjekts“ präfiguriert. (Böhm 2020:43)

### Zu Patrice Nganangs *Hundezeiten*

Spivaks Abhandlungen haben über Forschungen zum Postkolonialismus hinaus weitere Denkanstöße gegeben, die innerhalb der Forschungszweige Posthumanismus und ‚Cultural Animal Studies‘ zur Entwicklung eines dezidiert ambitionierten Theoriegebäudes beigetragen haben. (Kirksey / Helmreich 2010; Iheka 2017; Mwangi 2019) Dieses geht der zentralen Frage nach der Bedeutung des Sprechens durch das Tier nach und fasst dabei Verbindungslinien zwischen postkolonialen Artikulationen und posthumanistischen Denkräumen ins Auge, die allerdings nach Braidotti eng miteinander verzahnt sind. (2013:46ff.) Kirksey und Helmreich heben in einem Aufsatz zum Thema ‚Multispecies Ethnography‘ eine Verstrickung von Mensch und Nichtmensch hervor, die für den vorliegenden Aufsatz auch von Belang ist. Dabei zeigt sich an, dass nichtmenschlichen Wesen (z.B. Bakterien, Pflanzen, Getier) neuerdings politische Macht und damit auch eine determinierende Stimme zuerkannt wird. (2010:545) Eine solche Anthropologie, die ‚multispecies‘ erfasst, definiert das Autorenduo als „an anthropology that is not just confined to the human but is concerned with the effects of our entanglements with other kinds of living selves.“

Die Frage, ob das Tier – und vor allen Dingen ein subalternes Wesen – sprechen kann bzw. darf, bejaht wohl der Erzähler in Patrice Nganangs *Hundezeiten* (HZ): „Ich bin ein Hund.“ (HZ:12) Ganz zu Beginn des Buches dynamisiert diese Tierfigur den Akt des Sprechens, der weit über das Humane hinausgeht und auch dem Tierreich zuerkannt wird. Der Roman wirft einen kritischen Blick auf die kamerunische Gesellschaft nach der Wirtschaftskrise der 1990er Jahre. Dabei wird die Geschichte aus der Perspektive eines Hundes namens Mbudjak erzählt, der den Leser\*innen Einblicke in die Komplexität des Tier-Seins gibt. Mbudjaks Herr, Massa Yo genannt, wird im Zuge eines strengen Sparprogramms arbeitslos und baut eine Kneipe auf, um noch mit seinen Mitteln auskommen zu können. Als Opfer der umgebenden Wut wird Mbudjak ständig geschlagen und aus dem Haushalt verjagt, und zwar sowohl durch seinen Herrn Massa Yo als auch durch dessen Sohn Sumi. Kern von *Hundezeiten* ist aber nicht primär die Beziehung zum Haustier, sondern die sozialpolitische Instabilität, die das damalige Kamerun charakterisierte. Das Sparprogramm der Regierung rief nämlich heftige Demonstrationen hervor, an denen auch mehrere Studierende teilnahmen, von denen einige brutal ermordet wurden. In der Folge wandelten sich die Protestbewegungen in einen Kampf gegen das politische Regime mit dem berühmten Slogan „BIYA MUST GO.“ (HZ:255) *Hundezeiten* hat mit

<sup>2</sup> Kate Soper entwickelt einen ähnlichen Ansatz und avanciert das Argument, dass Mann an Fortschritt und Technik interessiert sei, während Frau eher die passive und elementarste Form menschlicher Kultur repräsentiere und daher Natur sehr nah stünde. Deshalb seien auch jene Zuschreibungen, die mit Technik zu tun haben, in Analogie zu patriarchalen Geschlechterordnungen und Denkmodellen entfaltet. Diese Prämisse bildet auch eine wichtige Grundlage für Forschungen im Bereich ‚Feminist Ecocriticism.‘ Siehe Soper (2004).



halbauthentischen Figuren und Institutionen einen erkennbaren Referenzrahmen, der sich auch raumzeitlich in bestimmte Phasen der Geschichte Kameruns situieren lässt.<sup>3</sup> Der Roman ist also von politischer Tragweite und wurde lange in Kamerun verbannt.

Eine ausgeprägte Ambivalenz kennzeichnet die Mensch-Tier-Beziehungen in *Hundezeiten*, wobei dem Hund tendenziell Fürsorge fürs menschliche Geschick am Herzen liegt, wohingegen Menschen sich eher ausgesprochen arrogant und überaus aggressiv gegenüber dem Tier verhalten. Erstes Zeichen dieser Diskrepanz sind die Beteiligung des Hundes an Demonstrationen sowie seine Bereitschaft, institutionelles Fehlverhalten anzuprangern, während Menschen solches nur schweigend beobachten. Als anschauliches Beispiel sei eine Textstelle erwähnt, an der ein Polizist einen Zigarettenverkäufer verprügelt, weil letzterer ihn Etienne genannt hätte, was der Kommissar für respektlose Tat hält. Es gilt, dass Kunden, die sich in der Kneipe von Massa Yo aufhalten, über privates Leben reden und spotten. Der Vorname Etienne irritiert den Polizisten deswegen, weil allein seine Geliebte ihn so nennt, was eine gewisse Intimität impliziert:

Wessen verräterische Stimme hatte es gewagt, den mit der Macht intimen Namen gerade in dem Moment zu schreien, in dem der Herr Kommissar seinen Schatten in das undurchschaubare Dunkel des Viertels tauchen und in die Baustelle seiner Matresse entschwinden wollte [...]? (HZ:120)

Dementsprechend wird der Polizist wütend, weil Privates in die Öffentlichkeit geht: „Ich werde dir zeigen, wer der Etienne ist, den du mit dem Vornamen anzusprechen wagst.“ (HZ:120) Auffällig ist an dieser beispielhaften Textstelle die Tatsache, dass Menschen, genauer mit dem Zigarettenverkäufer befreundete Kunden, die Bastonade nur passiv beobachten und kaum was dazu sagen. Hingegen signalisiert Mbudjak mit einem Gebell seine Aufgebrachtheit:

Der Kommissar löste die Handschellen, die hinten an seinem Gürtel befestigt waren. Er hatte einen Gefangenen, er hatte jemanden, dem er es zeigen konnte. Ich bellte meine Empörung heraus, doch es gelang mir nicht, die Leute aus ihrer Erstarrung zu reißen. Ein, zwei Stimmen ließen sich vernehmen. Sie ertönten aber nicht laut. Um die Wahrheit zu sagen, sie begnügten sich mit einem leisen Meckern. [...] Ich bellte aus allen Kräften. Eine Anzahl Leute kam angerannt, neugierige Gaffer. (HZ:121ff.)

Hier lässt sich die agenzielle Kapazität des Hundes in offener Form durchspielen. Zu verzeichnen ist nämlich eine Kopräsenz von Mensch und Tier, bei der das Tier mehr Fürsorge für Menschen aufweist als letztere für einen Artgenossen. Dabei ist auch zu erkennen, dass die Bedeutung von Stimme ästhetisch neu definiert wird, zumal Menschen, die ‚echte‘ Stimmen haben, überhaupt nicht hörbar werden, während der Hund aus allen Kräften bellen und damit ein gewagtes und *stimmiges* Widerstandsmanöver auslösen kann. Im Gefolge gratuliert ein Schriftsteller namens Rabe ihm für diesen heroischen Akt. Ein zweites, ebenso relevantes Ereignis, das diese heroische Tat des Hundes aufdeckt, ist seine Beteiligung an Demonstrationen. Nachdem ein Student ermordet wird, (HZ:244) werden Protestbewegungen immer ungestümer. In diesem Kontext entwickelt sich eine

<sup>3</sup> Man denkt etwa an den Präsidenten Paul Biya, der an den gleichnamigen und doch authentischen Präsidenten Kameruns erinnert, sowie an den im Buch als ‚Ciartivi‘ bezeichneten öffentlichen Rundfunkanstalt Kameruns, der CRTV (Cameroon Radio and Television) heißt. Ebenso wichtig wäre die Zeitangabe 6. April, die an einen am 6. April 1984 missglückten Coup erinnert, im Anschluss dessen politische Dissident\*innen vertrieben wurden.

zeitweilige Verflechtung von Mensch und Tier, die dezidiert zu ‚companion species‘ avancieren:

Ich nahm Abschied von meinem Refugium, ich marschierte mit ihm, vor ihm. Wir waren vereint, der Mensch und ich, vereint im Stakkato unserer Sprache: in unserem Gebell. Wir marschierten, aber nicht nur, um das Kind des anderen zu neuem Leben zu erwecken. Unser vordringlichstes Ziel war es, den wahnsinnig gewordenen Löwen zu vertreiben. (HZ:255ff.)

Angesprochen wird in dieser Passage eine Form von „interspecies relationship,“ (Iheka 2019:40) in der das herkömmliche asymmetrische Machtverhältnis zwischen Mensch und Hund quasi ausgeglichen wird. Mbudjak versetzt sich in ein postkoloniales, politisch unterdrücktes Subjekt hinein und übernimmt bei den Demonstrationen eine Leitungsrolle, die es ihm ermöglicht, zusammen mit – also „in company with“ (Haraway 2015:293) – Menschen, die kaum als distinkte Art auftauchen, Gerechtigkeit zu verlangen und den mit einem wahnsinnig gewordenen Löwen gleichgesetzten Präsidenten zu vertreiben. In diesem Auszug ist besonders wichtig, dass der Hund seine einschränkende Komfortzone verlässt und zum Emblem einer Widerstandsbewegung wird und damit zugleich das postkoloniale Subjekt dezentriert. In diesem Sinne verweist der Subjektbegriff nicht mehr auf das Menschliche allein, sondern wird zu einem komplexen Nexus, den „multiplicity and heterogeneity“ (Braidotti 2013:99) ausmachen. In dieser neuen immanenten Ontologie wird Mbudjak zum Sinnbild einer Perspektivenverschiebung und Neubetrachtung des Subalternen bzw. zum Symbol eines Übergangs „from the subaltern in a space of subordination to the subaltern as an agent of change, where the subaltern gains political identity and recognition.“ (Narayanan 2017:448) Damit entwickelt sich Mbudjak zu einem hybriden Wesen an der Schnittstelle von Menschlichem und Animalischem und mit der Fähigkeit zum politischen Widerstand.<sup>4</sup> Diese transformativen Prozesse ließen sich als ‚becomings‘ bezeichnen, nämlich als „new kinds of relations emerging from nonhierarchical alliances, symbiotic attachments, and the mingling of creative agents.“ (Kirksey / Helmreich 2010:546) Ebenso einleuchtend ist, dass diese Hybridität<sup>5</sup> die ‚anthropologische Differenz‘ insofern relativiert, als Hund und Mensch eine Einheit bilden, in der Sprache – auch als Gebell – überhaupt kein Hemmnis für die Kommunikation darstellt. Nichtsdestotrotz ist die Mensch-Hund-Beziehung nicht immer entspannt und freundlich.

Wie bereits unterstrichen, beruht das Mensch-Tier-Verhältnis auf einer geradezu ausgeprägten Paradoxie. Dies suggeriert die unverbildete affektive Bindung des Hundes an den Menschen trotz aller Brutalität, wobei die Beziehung zu Sumi und dessen Vater Massa Yo besonders aussagekräftig erscheint. Mbudjak kehrt erst auf Grund seiner Freundschaft mit Sumi, der ihm mit seinen zehn Jahren Sympathie einflößt, zurück zum Haus des „brutalen Mannes.“ (HZ:22) Mbudjak teilt Sumi, der zur Quelle seines Heils wird, (HZ:23) seine positive Würdigung mit, und Letzterer erzählt Massa Yo darüber,

<sup>4</sup> Auch dieses Verhältnis ist höchst ambivalent, denn diese Fähigkeit zur Emanzipation und zum Widerstand scheint in Interaktionen mit Massa Yo annulliert zu werden, wobei der Hund immer wieder gefoltert wird, aber kaum etwas dagegen unternimmt bzw. Widerstand leistet. Das heißt, er ist solidarisch für unterdrückte Menschen, aber nicht für das ebenso unterdrückte Selbst. (Mwangi 2019:96)

<sup>5</sup> Eine sprachliche Hybridität zeugt auch von der Relevanz von Pluralität, denn es treffen verschiedene Sprachen aufeinander (z.B. Französisch, Englisch, Medumba, Pidgin und Ewondo), welche ahnen lassen, dass jegliche Form von Bipolarität abgelehnt wird und dass eher alternative Sprachmöglichkeiten gefördert werden. So gesehen kann Schreiben als Akt politischen und kulturellen Widerstands angesehen werden.

dass er den Hund sehr freundlich findet. (HZ:23) Dennoch wandelt sich diese sanftmütige Beziehung in einen ausgesprochenen Zorn um, der Mbudjak fast das Leben kostet. Grund dafür ist die Tatsache, dass er von Mahlzeiten ausgeschlossen wird, selbst wenn Massa Yo ihn zwingt, gemeinsam mit den Familienmitgliedern zu ‚essen.‘ Hierzu äußert sich der Hund resigniert:

Wie konnten wir Freunde sein, wenn mein junger Freund sich jedes Mal, sobald die Essenszeit näher rückte, die verschiedensten Listen ausdachte, um mich aus dem Haus zu graulen; ja, wenn er um die Mittagsstunde alle Scham verlor, mir befahl: „Mbudjak, verschwinde mit deinen Fliegen nach draußen!“ und mir, falls ich nicht sofort aufsprang, mit einem ungeduldigen „Raus!“ Beine machte. (HZ:25)

Diese Textpassage zeigt an, dass die Freundschaft einseitig sein mag und dass Mbudjak sich eine Realität ausdenkt, die ja nicht existiert. Dies weist Sumi nach, indem er den Hund hängt, weil letzterer das für den Jungen bestimmte Essen berührt:

Der Schmerz machte mich blind. Meine Augen traten aus ihren Höhlen hervor. Meine Zunge langte bis auf den Boden. Ich konnte meine Qual nicht mehr herausbellen. Ich konnte die Ohnmacht meiner gepeinigten Seele nicht mehr herausschreien. Die Schlinge, die mir die Kehle abschnürte, die mir wie ein Messer in meinen Hals schnitt und mich zu Tode würgen würde, verdammte mich zum Schweigen. Ich strampelte mit den Beinen. Durch meinen Körper jagten Kälteschauer. Mein Bewusstsein verfinsterte sich. Wie lange ich an dem Baum gehangen habe, weiß ich nicht. (HZ:27)

Hier wird die Grausamkeit des Menschen in schlagender Prägnanz geschildert, wobei das für Haraway wichtige Konzept des ‚cum panis,‘ also des Genossen, mit dem man Mahlzeiten einnimmt, (2015:301) kategorial an Bedeutung verliert. Ferner wird diese Brutalität um den Herrn erweitert, bei dem Mbudjak nach dem schaurigen Mordversuch kein offenes Ohr findet. Anstatt Mitgefühl hervorzurufen, stiftet Mbudjak eher noch mehr Zorn an, weil er dem Herrn zufolge erneut spurlos verschwunden sei:

Ich [...] berichtete in allen unglaublichen Einzelheiten von meiner missglückten Ermordung, doch meine lautstark vorgetragene Version des Tathergangs kümmerte Massa Yo nicht. [...] Er hörte mich nicht an, sondern verpasste mir eine Tracht Prügel. „Wo bist du gewesen?“, fragte er mich bei jedem seiner Schläge, die im Stakkato auf mein Hinterteil trafen. Ich bellte es ihm unter Tränen zu, doch er glaubte mir nicht. „Wo bist du gewesen?“ Ich bezähmte meinen Schmerz, es war umsonst: „Wo bist du gewesen?“ (HZ:29)

Dieses Beispiel indiziert, dass sich Mensch und Tier durch Biosemiotik verständigen können, und dass der Hund trotzdem noch das unterlegene Andere repräsentiert und temporär unhörbar wird. Stützt man sich hier auf die Kategorie der „semiotische[n] Tiere“ nach Borgards (2012:89), wird erkennbar, dass der Hund mehrfach allegorisch angelegt ist, und dass die unerhörte Grausamkeit gegenüber Mbudjak – mit Blick auf den Entstehungskontext – symptomatisch ist für die ungeheure Brutalität des politischen Regimes. In diesem Sinne ist eine Art Skalierung hervorzuheben, bei der Polizeibeamten nicht bloß als vom System unabhängige Individuen anzusehen sind, sondern die repressive institutionelle Machtapparatur verkörpern. So gesehen erzeugt die Inszenierung des Hundes als Erzählinstanz einen Verfremdungseffekt, durch den sensible gesellschaftliche Begebenheiten mit sicherer Distanz bloßgelegt werden und die Leserschaft zu einer Beobachtung zweiter Ordnung angeregt wird.

Betrachtet man weiterhin das Tier als ein semiotisches Zeichen im Sinne von Borgards, kann man feststellen, dass der Hund als Symbol von Sicherheit und Loyalität präfiguriert wird, was in *Hundezeiten* auch ambivalent dargestellt wird. Zuerst symbolisiert

der Besitz eines Haustiers und prinzipieller eines Hundes die Bourgeoisie, die in einem postkolonialen Kontext an gewisse kulturell verankerte Gewohnheiten kolonialer Mächte erinnert. Einen Hund zu besitzen, heißt nämlich „jemand von Bedeutung“ zu sein, (HZ:42) und erscheint, wie Mwangi hervorhebt, als „creation of the colonial middle class.“ (2019:86) Diese kulturelle Praxis wird im Text durch Massa Yo mimikry-artig wiederaufgenommen, wobei der Hund sich auch – im Vergleich zu Straßenhunden – privilegiert fühlt. Dennoch setzt der Herr Mbudjak aus Sicherheitsgründen ein, muss aber selbst in der Kneipe übernachten, um einem möglichen Einbruch vorzubeugen:

Eines Tages beschloss Massa Yo, einfach so aus heiterem Himmel, von nun an in seiner Kneipe zu nächtigen! Er hatte eine kleine Liege hinter seiner Theke aufgestellt und seiner Frau mitgeteilt, dass seit Menschengedenken die Vorsicht die Mutter aller Weisheit sei. Genauer gesagt, er erklärte ihr, dass Banditen ihn von einem Tag auf den anderen ruinieren könnten [...]. (HZ:45)

Dieser Auszug suggeriert, dass der Hund seine Macht verloren hat, da er kaum noch die Sicherheit der Kneipe garantieren kann. Vergleicht man die Darstellung von diesem Topos in *Hundezeiten* und in Marion Poschmanns *Hundenovelle*, so kann man eine Genderasymmetrie hervorheben. Bei Poschmann stellt der Hund eine Bedrohung für die Frau dar, während er bei Nganang – aus der Perspektive des Mannes – nicht genug Sicherheit gewährleistet, sodass der Herr noch protektiv eingreifen soll.

Diese Genderasymmetrie prägt auch das ambige Mensch-Hund-Verhältnis in *Hundezeiten*. Auf der einen Seite bleibt die Beziehung zum Mann und selbst bei dem Jungen Sumo eine Herr-und-Hund Beziehung, wobei der Hund – wie mehrfach gezeigt – ständig unterdrückt wird. Total revidiert wird diese hierarchisch angeordnete Relation, wenn es um Mama Mado, die Frau von Massa Yo, geht. Durch sie wird auf der anderen Seite ein Gegenmodell erprobt, in dem Sympathie für den Hund im Vordergrund steht. Im zweiten Buchteil wird der gerade auch bei Poschmann erkennbare Topos des Friseursalons entfaltet, in dem eine Mitarbeiterin sich um den Hund kümmert. (HZ:88) Auffällig ist, dass der Salon nicht für Tiere bestimmt ist, wie eine Kundin empört präzisiert: „Hunde sollten hier keinen Zutritt haben.“ (ebd.) Dennoch darf Mbudjak das Service unberührt genießen, weil seine Herrin ihn verteidigt. Von der Sprache her ist die Stellungnahme besonders aussagekräftig, weil man bei Mama Mado eine liebenswürdige Sprechweise herausarbeiten kann, die sie von ihrem aggressiven Mann vollkommen unterscheidet: „Mein kleiner Liebling, mein Hündchen, [...] gleich sind *wir* schön. [...] Wir tragen den Kopf heute hoch!“ (ebd., Herv. i.O.) Hier indiziert das hervorgehobene Pronomen ‚wir‘ eine Verflechtung von Mensch und Nichtmensch sowie eine hohe Zuneigung, die den Hund „im Innersten erzittern“ lässt. (HZ:89) Er erfreut sich nämlich einer Beachtung, die bei Massa Yo nicht denkbar wäre. Diese Beziehung kann als immanente Projektion betrachtet werden, denn die herkömmliche Mensch-Tier-Dichotomie als Grundlage eines statischen Denkens wird abgelehnt und pragmatisch durch Marker des Vielfältigen ersetzt. Dementsprechend lässt dieses Verhältnis eine andere Sicht der Realität als denk- und erlebbar erscheinen. Es repräsentiert damit eine „Welt in der Welt“ im Sinne von Niklas Luhmann (1997) und eine Gegenplatzierung in einer grausamen und androkratischen Welt. Ebenso wie bei Poschmann stellt der Salon als topographischer Rahmen einen Spielraum des anders Möglichen mit erkennbarer Distanz zur Realität dar. Auf diese Weise kann dem Topos eine gegendiskursive Funktion zugeschrieben werden, nämlich die Funktion der „Präsentation von Möglichkeiten“ und „Reaktivierung ausgeschalteter Possibilitäten,“ um

Worte von Luhmann wiederaufzunehmen. (Luhmann 1997:352ff.) Das heißt, das im gesellschaftlichen System Undenkbare wird in *Hundezeiten* denkbar gemacht.

Schließlich entfaltet sich die hierarchische Beziehung zum Hund in Analogie zu einer patriarchalischen Gesellschaftsorganisation, in der Frauen nicht nur subalterne Stimmen repräsentieren, sondern auch Objekte männlichen Begehrens sind. Ebenso wie Hunde stehen sie in vollem Besitz von Männern: „Also, ich sage euch, die Frauen sind alle Sexomaninnen!“ (HZ:67), so ein Ingenieur, der sich in Massa Yos Kneipe aufhält. Diese Aussage eruiert eine Ontologisierung der Frau, die Collard und Contrucci in ihrer Monographie *Rape of the Wild* erfassen und folgendermaßen umreißen: „In patriarchy, nature, animals and women are objectified, hunted, invaded, colonised, owned, consumed and forced to yield and to produce (or not).“ (Collard / Contrucci 1989:2) Im Text beobachtet der Erzähler-Hund ein voyeuristisches Verhalten bei Männern, die die umgebende Kneipe zu einem adäquaten Hotspot erheben:

Eine Frau stieg aus [einem Taxi]. Der Redekünstler schwieg. Die Männer hörten auf zu lachen. Manche pfften und verschlangen sie mit ihren Augen. Sie verzehrten sich nach ihrem Busen, hefteten ihre lüsternen Blicke auf ihren Hintern, riefen ihr Sprüche hinterher.“ (HZ:174ff.)

In diesem Zusammenhang spricht der Erzähler von einer „kannibalischen Männerrunde,“ (HZ:79) da Männer unaufhörlich Verkäuferinnen ansprechen, aber nicht um die angebotenen Waren zu kaufen, sondern – wie im Falle von Massa Yo – „um sich an den gleichzeitig dargebotenen Brüsten zu weiden.“ (ebd.) Der Hund führt weiter: „Da es ihm nicht gelingen wollte, das Mädchen seiner Träume in sein Kneipenbett zu locken, blieb Massa Yo nichts anderes übrig, als sich an seinen unwürdigen Ausziehmanövern zu delectieren.“ (ebd.) Dass von ödipalen kannibalischen Neigungen die Rede ist, zeugt davon, dass Frauen, mit Collard und Contrucci gesprochen, genauso wie Tiere auf ihren ‚Gebrauchswert‘ reduziert werden. Ähnliches gilt für Mama Mado, die geradeso wie Mbudjak als Besitz des Herrn betrachtet wird:

Massa Yo sagt: „Das ist mein Hund,“ und mein einziger Trost besteht darin, dass er, wenn er auf Sumis Mutter zeigt, [...] gleichermaßen verkündet: „Das ist meine Frau.“ Ich bin also nicht der einzige Besitz in seinem Klan. (HZ:43)

Demgemäß kann man feststellen, dass die Unterwerfung des Hundes zugleich eine Unterwerfung der Frau bedeutet, die ebenso das kategorial Andere verkörpert.

### **Bilanz und Ausblick**

Poschmanns *Hundenovelle* und Nganangs *Hundezeiten* weisen offenkundig mehrere Gemeinsamkeiten und wenige, aber äußerst relevante Unterschiede auf. Zum einen symbolisiert der Hund in beiden Büchern Loyalität, denn das Tier kommt trotz aller Hindernisse und Brutalität immer wieder zurück. Dieser Topos des heimkehrenden Hundes, der eine lange Geschichte hat und seit dem 19. Jahrhundert ein wichtiges literarisches Motiv darstellt, dekonstruiert die Autonomie des Hundes und gibt dem Bedürfnis nach der ontologischen Sicherheit des menschlichen Subjekts Gewicht. (Böhm 2020:50) Außerdem inszenieren beide Texte den Hund als Sicherheitsfaktor, obwohl dieses Verhältnis bei Poschmann ästhetisch umgestellt und bei Nganang durch eine männliche Dominanz relativiert wird. Vor diesem Hintergrund kann argumentiert werden, dass hierarchische

Mensch-Hund-Verhältnisse auch asymmetrische Mann-Frau-Beziehungen aufdecken, wobei voyeuristische Bestrebungen auch einen zentralen Platz einnehmen.

Zum anderen geben beide Erzählungen dem Hund eine Stimme, obwohl die Erzählperspektive eine wichtige Demarkationslinie darstellt. Die Texte lassen eine reibungsfreie Mensch-Tier-Kommunikation als denkbar auftauchen, obwohl unterschiedliche Sprachsysteme ins Spiel kommen. Nichtsdestoweniger stößt Poschmanns Versuch, den Hund postanthropozentrisch darzustellen, auf das Dilemma, dass aus menschlicher Perspektive erzählt wird und nicht *mit* – also „in company with“ – dem Hund, sondern *über* ihn gesprochen wird. Das heißt, dem Hund wird zwar eine Stimme zuerkannt, die aber von einer menschlichen Erzählstimme überlagert wird. In scharfem Kontrast dazu ist der Hund in *Hundezeiten* viel autonomer, was Sprechanlässe angeht.

## Literatur

- Agamben, Giorgio 2000: Remnants of Auschwitz. The witness and the archive. New York: Zone Books.
- Appadurai, Arjun (Hg.) 1986: The social life of things. Commodities in cultural perspective. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bennett, Jane 2010: Vibrant matter. A political ecology of things. Durham / London: Duke University Press.
- Böhm, Alexandra 2020: Prekäre Subjekte: Konzepte des (Post-)Humanen in den Animal Studies und in Marion Poschmanns *Hundenovelle*. In: *TIERethik* 20, 27-54.
- Borgards, Roland 2012: Tiere in der Literatur. Eine methodische Standortbestimmung. In: Grimm, Herwig / Carola Otterstedt (Hgg.): Das Tier an sich. Disziplinenübergreifende Perspektiven für neue Wege im wissenschaftsbasierten Tierschutz. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 87-118.
- 2016: Einleitung: Cultural Animal Studies. In: ders. (Hg.) Tiere. Ein kulturwissenschaftliches Handbuch. Stuttgart: Metzler, 1-5.
- Braidotti, Rosi 2002: Metamorphoses. Towards a materialist theory of becoming. Cambridge: Polity.
- 2013: The posthuman. Cambridge: Polity.
- Clark, Timothy 2019: The value of ecocriticism. Cambridge: Cambridge University Press.
- Collard, André / Joyce Contrucci 1989: Rape of the wild. Man's violence against animals and the earth. Bloomington / Indianapolis: Indiana University Press.
- de Sousa Santos, Boaventura 2014: Epistemologies of the South. Justice against epistemicide. London / New York: Routledge.
- Deleuze, Gilles / Félix Guattari 1980: Milles plateaux. Capitalisme et schizophrénie. Paris: Éditions du Minuit.
- Derrida, Jacques 2008: The animal that I therefore am. New York: Fordham University Press.
- 2015: Das Tier, das ich also bin. In: Borgards, Roland / Esther Köhring / Alexander Kling (Hgg.): Texte zur Tiertheorie. Stuttgart: Reclam, 262-287.
- Despret, Vinciane 2004: The body we care for: figures of anthropo-zoo-genesis. In: *Body and Society* 10(2), 111-134.
- Eichhorn, Christian von 2023: Weltuntergangsuhr auf 90 Sekunden vor Mitternacht vorgerückt. In: Süddeutsche Zeitung. <https://www.sueddeutsche.de/wissen/weltuntergangsuhr-2023-ukraine-1.5738779> [06.04.2023].
- Geller, Jay 2018: Bestiarium Judaicum: unnatural histories of the Jews. New York: Fordham University Press.

- Gilroy, Paul 2000: *Against race. Imagining political culture beyond the color line*. London: Belknap Press.
- Haraway, Donna 1997: *Modest\_Witness@Second\_Millennium. FemaleMan\_Meets\_OncoMouse. Feminism and technoscience*. London: Routledge.
- 2004: *The Haraway reader*. London / New York: Routledge.
- 2008: *When species meet*. Minneapolis / London: University of Minnesota Press.
- 2015: *Die Begegnung der Arten*. In: Borgards, Roland / Esther Köhring / Alexander Kling (Hg.): *Texte zur Tiertheorie*. Stuttgart: Reclam, 290-235.
- Hoskins, Janet 1998: *Biographical objects. How things tell the stories of people's lives*. London / New York: Routledge.
- Iheka, Cajetan 2017: *Naturalizing Africa. Ecological violence, agency and postcolonial resistance in African literature*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Iovino, Serenella / Serpil Oppermann 2012: *Theorizing material ecocriticism: a diptych*. In: *Interdisciplinary Studies in Literature and Environment* 19(3), 448-475.
- Kirksey, Eben / Stefan Helmreich 2010: *The emergence of multispecies ethnography*. In: *Cultural Anthropology* 25(4), 545-576.
- Leskovec, Andrea 2011: *Einführung in die interkulturelle Literaturwissenschaft*. Darmstadt: WBG.
- Lovelock, James 2009: *The vanishing face of Gaia. A final warning*. New York: Basic Books.
- Luhmann, Niklas 1997: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- MacCormack, Patricia 2012: *Posthuman ethics*. London: Ashgate.
- Mbembe, Achille 2005: *La République et l'impensé de la „race“*. In: Blanchard, Pascal / Nicolas Bancel / Sandrine Lemaire (Hgg.): *Dans la fracture coloniale. La société française au prisme de l'héritage colonial*. Paris: La Découverte, 137-153.
- Mwangi, Evan M 2019: *The postcolonial animal. African literature and posthuman ethics*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Narayanan, Yamini 2017: *Street dogs at the intersection of colonialism and informality: „Subaltern animism“ as a posthuman critique of Indian cities*. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 35(3), 475-494.
- Nganang, Patrice 2007: *Temps de chien*. Paris: Éditions du Rocher.
- 2015: *Hundezeiten*. Wuppertal: Peter Hammer.
- 2022: *Mboudjak. Les aventures du chien-philosophe*. Plessis-Tréville: Teham.
- Nyamnjoh, Francis B 2012a: *„Potted Plants in Greenhouses“: A critical reflection on the resilience of colonial education in Africa*. In: *Journal of Asian and African Studies* 47(2), 129-154.
- 2012b: *Blinded by sight: divining the future of anthropology in Africa*. In: *Africa Spectrum* 47(2-3), 63-92.
- Pines, Noam 2018: *The infrahuman: animality in modern Jewish literature*. Albany: State University of New York Press.
- Poschmann, Marion 2008: *Hundenovelle*. Frankfurt am Main: Frankfurter Verlagsanstalt.
- Ritvo, Harriet 2007: *On the animal turn*. In: *Daedalus*, 13(4), 118-122.
- Said, Edward 1977: *Orientalism*. London: Penguin.
- Soper, Kate 2004: *Naturalized woman, feminized nature*. In: Coupe, Laurence (Hg.): *The green studies reader. From romanticism to ecocriticism*. London / New York: Routledge, 139-143.

Spivak, Gayatri C 2010: Can the subaltern speak? In: Morris, Rosalin C (Hg.): Can the subaltern speak? Reflexions on the history of an idea. New York: Columbia University Press, 21-78.

Taljaard-Gilson, Gerda 2018: Symbolic values of the dog in Afrikaans literature. In: Tydskrif vir Letterkunde 55(3), 61-79.

Van Dooren, Thom 2014: Flight ways. Life and loss at the edge of extinction. New York: Columbia University Press.

Young, Eugene 2013: The Deleuze and Guattari dictionary. London / New York: Bloomsbury.

Zapf, Hubert 2016: Literature as cultural ecology: sustainable texts. London: Bloomsbury Academic.